

Deutsche Dichterhalle.



Unter Mitwirkung

der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller

herausgegeben

von

Ernst Eckstein.



Jahrgang 1876.



Leipzig,

Verlag von Johann Friedrich Hartknoch.



Monatlich 2 Nummern.
 Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
 Pränumerationspreis 2½ Reichsmark pro Quartal.

Auf hohen Bergen . . .

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,
 Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.

Den Schnee, den Sarm schmilzt keine Sonne weg,
 Die Gletscher überbrückt kein Blumensteg.

Was um das Eis wie Rosenpurpur loht,
 Ist Abglanz nur von einem Sonnentod;

Und was als Glorienschein ein Haupt verklärt,
 Abglanz der Glut ist's, die das Herz verzehrt.

Robert Hamerling.

Künstlers Erdenwallen.

Von

Hieronymus Lorm.

I.

Die Kunst Moritz Carrière's. *)

„Gieb dich zur Ruh, bewegt Gemüth!“ hat wohl Niemand öfter Veranlassung sich selbst zu sagen, als wer die literarischen Bewegungen des Momentes mit dem leidenschaftlichen Interesse des selbst noch Strebenden und mit der unerfreulichen, in die Coulissen dringenden Kenntniß des Fachgenossen überblickt. Hat er den Schwerpunkt seines innersten Lebens auf der Höhe des Kunstideals gefunden, so verlangt er mit einer Sehnsucht, die von jedem selbstfüchtigen Motiv weit entfernt ist, daß die das Gebiet der Thätigkeit bewegenden und belebenden, die praktischen Ausstrahlungen jenes sonnigen Ideals die Tugenden der Kritik seien: gewissenhafte Prüfung jedes einzelnen Falles, Wahrheit, Gerechtigkeit, und dies Alles wie im juridischen Bereich „ohne Ansehn der Person“.

Hält man solcher Sehnsucht die realen Zustände des literarischen Lebens in Deutschland entgegen, so wäre mit diesen allein schon, so weit sie den Dichter und den productiven Schriftsteller in Mitleidenschaft ziehen, eine drastische Illustration zu der alten fatalistischen Fügung gegeben, deren Allgemeinheit sich in der Redensart: „Künstlers Erdenwallen“ ausdrückte. Ihm es kurz zu sagen: das Lebendige wird todtgeschwiegen, und das Todte wird lebendig geredet. Dies konnte nur dadurch möglich werden, daß nicht Kunstliebe, innerster Beruf und wahre Befähigung, sondern die Sucht auf bequeme und wohlfeile Art zum Rang einer Autorität zu gelangen, zur Kritik geführt haben. Das Publikum ist kurzsichtig und schwerhörig; Brille und Hörrohr sind ihm immer willkommen, wenn sie ihm nur aufdringlich genug in der Nähe liegen. So entstehen „Organe“, deren „Kritik“ aus den lebenswürdigsten Beziehungen einer heiteren Ge-

selligkeit entspringt, so daß derartige Recensionen das verschollene „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ auf eine andere Art wieder in's Leben führen. Fehlen jene lebenswürdigen Beziehungen, so verzieht auch die „Kritik“, oder wird durch ein verdrossenes kurzes Abfertigen ersetzt, so daß das Gehaltvolle spurlos unter dem Wust des fälschlich Gepriesenen verschwindet.

Es ist naturgemäß, daß die bloße Imagination eines Talentcs nicht productiv sein kann wie dieses selbst. Ist es dem fälschlich Gepriesenen absolut unmöglich, den Schein ursprünglicher Produktionskraft länger aufrecht zu erhalten, so rettet er seine „Bedeutung“, indem er selbst Kritiker wird, von der Art desjenigen, der ihn selbst erhoben hat, mitunter auch Redacteur; und dann haben wir wieder ein „Organ“, und das literarische Elend, das „Erdenwallen“ des Künstlers unter den Schriftstellern setzt sich in's Endlose fort.

Dabei ist jener Zeitungen noch nicht gedacht, die in Politik und Religion eine zweideutig schillernde Richtung verfolgen, den von David Strauß unvergänglich gekennzeichneten „Halben“ vorzugsweise Stimme geben und nebenbei der Literatur eine „Beilage“ widmen, ein heimliches Beilager, zu welchem der alte Pfaffe die stolze Neuzeit zwingen möchte. Für solche Zeitungen ist natürlich Jeder, der im Verdacht steht, die Wickelbänder des Glaubens ganz und gar abgestreift zu haben, ein Kind der Hölle, das so wenig mit Namen gerufen werden darf, wie der Teufel selbst.

Allein das literarische Elend in Deutschland vermag in dem Schriftsteller, der unter dem bitteren Druck der Zustände materiell zu Grunde geht, keine dauernde, auf sein Schaffen ungünstig einwirkende Bestimmung hervorzurufen. Er wäre nicht

*) Anmerkung. Von dem Grundjage ausgehend, daß die Beleuchtung einer und derselben Frage aus verschiedenen Gesichtspunkten stets nur geeignet ist, die Wahrheit zu fördern, tragen wir kein Bedenken, unseren Mitarbeitern selbst dann ohne Einschränkung das Wort zu ertheilen, wenn ihre beiderseitigen Ansichten in diametralem Gegensatz stehen. D. R.

berufen und auserwählt, wenn er nicht zuletzt mit lächelndem Gleichmuth auch von dieser Seite die Beschaffenheit der besten aller möglichen Welten in's Auge faßt. Ihn, dem die Unsterblichkeit der Gedanken, von denen er getragen wird, theurer ist, als die des Namens, den er selbst trägt, muß schon die Wahrnehmung trösten, daß, wie die Ereignisse ihren Schatten, die sterblichen Producte des Geistes ihren Verwesungsdunst vorauswerfen; er riecht schon den Tod und sieht schon das Zerfallen desjenigen, was jetzt so künstlich parfümirt und in den bunten Farben scheinbaren Lebens einherstolzirt.

So giebt sich das bewegte Gemüth zur Ruhe.

Tiefer und anhaltender jedoch ist die Verstimmung, wenn auch ein Mann von großem Verdienste aus ungesunder Gemüthswärme, aus Scheu vor dem Frost der Wahrheit Beiträge zum flitterhaften Aufputz des Erlogenen, zum Scheinglanz des Unlebendigen liefert. Moriz Carrière, einer der ersten Aesthetiker der Welt, verlangt in Nr. 14 der „Deutschen Dichtersalle“ unter dem Feldgeschrei: „Wir wollen eine Kunst, bei der uns wohl wird“, daß die Kunst der Ausdruck, die Rechenprobe, die Bescheinigung einer in der Wirklichkeit angeblich vorhandenen „sittlichen Weltordnung“ sei. Er meint, daß wir zur Selbstvervollkommnung berufen seien; die raue Wirklichkeit wäre nicht schlecht; auch der schmerzvolle Kampf um's Dasein nicht von Uebel, wenn dadurch unsere Kraft geweckt werde, „damit wir unsere Bestimmung erreichen.“

Vor Allem wäre nun zu fragen, woher der Prediger den Imperativ für die Pflicht der Selbstvervollkommnung und den Beweis für eine thatächliche „Bestimmung“ nimmt. Angeborene Pflichten giebt es nicht; es giebt nur übernommene Pflichten. Zwischen dem Glauben an angeborene Pflichten und dem Glauben an die unbesleckte Empfängniß Mariä oder an die Unfehlbarkeit des Papstes existirt kein geistig qualificirbarer Unterschied. Wer aus eigener Entschliebung eine Pflicht übernommen hat, der knüpft fortan sein darauf bezügliches Handeln oder Unterlassen an den Causalnexus der Natur; und dem naturwidrigen Bruch dieser Verknüpfung, der Nichterfüllung der über-

nommenen Pflicht, widersezt sich das menschliche Herz; der Bruch rächt sich durch die Qualen des eigenen Gewissens und den Abscheu der Welt. Alle diese Momente fallen hinweg im Angesicht einer vorgeschützten angeborenen Pflicht. Auch bezieht sich Kant's „kategorischer Imperativ“, der sich zuletzt als Gewissen darstellt, auf das sittliche Handeln, also auf die Thätigkeit im Bereich des natürlichen Zusammenhanges der Dinge, und hat keine Forderung zu stellen an die unbestimmbaren Ziele einer transcendenten Bestimmung.

Was die Natur von der Bestimmung des Menschen aussagt, das ist ganz identisch mit demjenigen, was sie von der Bestimmung aller Creatur aussagt. Die Bestimmung des Menschen ist zu sterben — und absolut nichts weiter. Wenn sich nun innerhalb dieser natürlichen Bestimmung das Individuum kraft seiner speciellen Beschaffenheit transcendent bestimmt, entweder nach der Willens- oder nach der Geistesrichtung hin, d. h. entweder im ethisch-praktischen Gebiet als erhabener Charakter, oder im Bereich des Intellects als Talent und Genie, so läßt sich beides nicht als Pflicht einpredigen, sondern ist das Ergebniß rein persönlicher Factoren, und es hätte dieselbe Berechtigung zu sagen: deine angeborene Pflicht ist die Selbstvervollkommnung, wie: deine angeborene Pflicht ist Talent oder Genie zu sein.

Wenn nun ein solches vorhanden ist, dann bestimmt ihm Herr Carrière den Zweck, der sittlichen Weltordnung zu dienen. „Wir wollen eine Kunst, bei der uns wohl wird“. Die Juden haben durch ein ähnliches Gesetz gegen das heilige Gefühl kindlicher Dankbarkeit gefrevelt. „Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe auf Erden“: „Ehre die sittliche Weltordnung, damit uns wohl werde bei deiner Kunst“. Ja, wie sieht denn für den Denkenden, den Inspirirten, den Schauenden, was eigentlich der Künstler ist, der Gegenstand dieser ihm von Herrn Carrière vorgeschriebenen Verehrung aus? In großen Städten nimmt in Folge der zerrütteten Vermögensverhältnisse der ganzen Welt die massenhafte Ueberlieferung unschuldiger Mädchen an die Prostitution immer mehr zu: sittliche Weltordnung.

Hierher gehört auch das Fortbestehen der „Engelmacherinnen“, der systematischen Säuglingsstödtung durch Qual und Hunger, um der natürlichen und unnatürlichen Mutter eine Last oder einen Schandzeugen zu ersparen. Gequälte Thiere giebt es, Vivisectionen, der höchste Gräuel, zu dem sich der Wissenschaftsbüffel verstiigen hat, und kranke Kinder giebt es, die noch obendrein meistens betteln gehen müssen, himmelschreiende Momente, welche allein schon verführen müssen, alles Seiende für ein Verbrechen seinem Ursprung nach zu halten; Herrn Carrière aber beweisen sie die sittliche Weltordnung.

In Cuba hat erst im vorigen Jahre ein Pflanzer seine hochschwangere Sclavin so lange peitschen lassen, bis sie todt war; und da darauf keine gebührende Strafe gesetzt ist, so ist es ganz in der Ordnung, so ist es die sittliche Weltordnung. Von Moskau aus gehen jährlich zweimal die schauerlich grausamen Transporte der Verbannten nach Sibirien, sie werden zu Tausenden in Waggonen von nicht genügender Anzahl und kaum für Bestien passender Einrichtung zusammengepreßt, um dann von ihren Treibern in langen Märschen auf entsetzlichen Wegen an ihr entsetzliches Ziel hingequält zu werden. Eine sittliche Weltordnung hätte die Völker, hätte die Menschheit längst aufstacheln müssen, unbekümmert um europäisches Gleichgewicht, Machtverhältnisse und wie die großen „Fragen“ alle heißen, der zwischen Europa und Asien fortwährend sich abspielenden Scheußlichkeit ein Ende zu machen, gehörte die sittliche Weltordnung nicht zu jener „Staatsweisheit“ des Herrn v. Treitschke, welcher im englischen Parlament die Reaction und in der Kanzlei des Fürsten Gortschakoff die Freiheit erblickt. Sind alle diese über die Welt verbreiteten Schrecken, Leiden und Grausamkeiten eine Wirklichkeit, die „nicht schlecht“ ist; sind die furchtbaren Eventualitäten, von denen das „Initium fidelitatis!“ von Ernst Cassin in der Epistel an Julius Sturm ein so erbauliches Register giebt, nur jene Uebel, an denen, wie Herr Carrière sagt, die eigene Kraft erweckt und gestählt wird?

Gut angestellten deutschen Gelehrten geht es mitunter so erträglich, daß sie

keine Gelegenheit unbenutzt lassen können, ein Kriegsgeschrei gegen die Pessimisten anzustimmen. Es ist immer die alte Geschichte: der Lord, der so eben königlich gespeist hatte, als er um ein Almosen angesprochen wurde, war entrüstet, daß das Bettelvolk schon wieder Hunger habe. Rückt man aber dem Gelehrten mit der thatsächlichen Beschaffenheit der Welt zu nahe, so stimmt er die Hegel'sche Zukunftsmusik an: Fortschritt, Entwicklung, Cultur, Einst! Inzwischen aber schlägt man mit einem einzigen zu Tode geprügelten Karrenhund die ganze „sittliche Weltordnung“ todt, und beim Schicksal des Thieres angelangt, hört auch die gelehrteste Zukunftsmusik mit einer plötzlichen Dissonanz auf. Welche Erkenntniß ist zum Trost des armen Viehs vorhanden? Durch nichts hat sich die „sittliche Weltordnung“ ein deutlicheres Armuthszeugniß ausgestellt, als dadurch, daß die abendländische, jüdisch christliche Philosophie die Thierwelt gänzlich ignorirt, die von der Natur theils direct, theils in Gestalt menschlicher Rohheiten, Leidenschaften und Zwecke mit einer ununterbrochenen Kette von Qualen umschlungen wird, die zu sehen oder auch nur zu bedenken das Leben in der Welt allein schon erleiden könnte. Und für all diese Gräuel machen die frommelnden „Halben“ die persönliche Allmacht, Allgüte eines Herrgotts ihrer Art verantwortlich; und sie wissen nicht, wie sehr sie ihn lästern, bloß indem sie ihn glauben.

Der verständige Leser ist berechtigt zu fragen, was dies Alles mit der Kunst zu schaffen habe? Mit der Kunst überhaupt hat es allerdings nichts zu schaffen, aber wohl mit der speciellen Kunst Moriz Carrière's. Diese besteht in einer scheinbaren, aber sich für real ausgebenden Verknüpfung der das Kunstwerk durchschimmernden Wahrheit mit der vor Augen liegenden Wirklichkeit, als ob das Kunstwerk die fromme Uebereinstimmung mit dem Gegebenen, die Bejahung und nicht viel mehr, wie es in der That der Fall ist, die Verneinung der Welt wäre. In der sittlichen Befriedigung des Gemüthes, welche die Nationalpoppen und selbst die Kindermärchen zurücklassen, aber nur kraft der unweltlichen Machtvollkommenheit der

Dichtkunst, lehrt Herr Carrière die sittliche Ordnung der Welt selbst erkennen. Der Modus dieses Kunststückchens ist bekannt genug, er ist der des alten ontologischen Beweises, hier etwa in der Form: der Begriff der sittlichen Weltordnung schließt nothwendig die Existenz derselben mit ein. In der Philosophie ist dieser Taschenspielerstreich so verrufen, daß man auf ihrem Gebiete keinen Wissenden mehr damit zu täuschen vermag. Auf dem Gebiet der Kunst, zu dem sich der Unwissenden so viele hinzudrängen, kann man immer noch hoffen, damit blendenden Effect zu erzielen. Der kleine Hocuspocus ist aber des großen Aesthetikers nicht würdig, obgleich Alles aus „löblicher“ Tendenz geschieht, um die Welt bei einem Aberglauben zu erhalten, der sie seit Jahrtausenden nicht besser und nicht glücklicher gemacht hat.

Die Kunst ist die bessere Welt, aber sie ist es nur um den Preis, daß sie in das von Herrn Carrière verlästerte Mephistowort bewußt oder unbewußt einstimme: was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht. Nur wird durch die Offenbarungen der Kunst das Teufelswort zu einem Engelswort. Die Kunst nimmt aus der realen Welt die Mittel, dieser verständlich zu werden, nicht aber um sie zu bejahen, sondern um sie zu vernichten. Im Gefühl einer unrealisibaren (durch kein irdisches Mittel völlig auszudeutenden) Wahrheit, welche die Zermalmung der Weltrealität in sich schließt, gelangt die Kunst zu ihrer ewigen Heiterkeit, die ihre Ursachen und Begründungen nicht in der Beschaffenheit der Welt hat, zu einem grundlosen Optimismus¹⁾.

Nichts kann daher unlogischer sein als die Formel: „Wir wollen eine Kunst, bei der uns wohl wird“. Dies ist zum mindesten ein Pleonasmus. Denn die Kunst schließt ihrem Wesen nach die wohlthunende Wirkung von selbst mit ein. Jeder

Schmerzensruf, der sich künstlerisch ausdrückt, ist schon dadurch, daß er dabei Kunst bleibt, ein Ueberwindungsruf des Schmerzes. Es würde zu viel Raum kosten, dies an den Tragödien der Alten nachzuweisen, wie viele Beispiele sie auch dafür bieten, allein ich habe Herrn Carrière's Urtheile zu oft bewundert, als daß ich glauben könnte, ihm, der eine Kunst will, bei der ihm wohl wird, wäre auch nur bei Lord Byron's durchaus pessimistischen Dichtungen jemals unwohl geworden.

Darum verliert auch der wohlfeile Wiß gegen die pessimistischen Dichter, daß zum Glück auch ihre Verse der allgemeinen Beurtheilung verfallen, gänzlich seine Spitze. Dem Aesthetiker kommt es zu, sie als Gedichte zu betrachten. Sind sie als solche schlecht, so könnte der im Sinn des Herrn Carrière beste philosophische Inhalt sie nicht gut machen, wie, wenn sie gut sind, die nach Herrn Carrière schlechteste Philosophie ihren Kunstwerth nicht herabzusetzen vermöchte.

Man sieht, daß ein wenn auch nur aus Gemüthlichkeit vom großen Aesthetiker festgehaltener unklarer Standpunkt zu unklaren Consequenzen führt. Diese Verworrenheit giebt sich auch in der unverständlichen Bezugnahme auf die Culturgeschichtschreiber kund. Ich will nur bemerken, daß, wenn Herr Carrière über Hellwald entrüstet ist, weil dieser als Ergebniß seiner Weltbetrachtung nichts nach Hause bringt als die Frage: „Wozu?“ auch Johannes Scherr, auf den sich doch Herr Carrière als auf eine Autorität beruft, in seinem neuesten Werk „Größenwahn“ im Abschnitt „Präludium“ keine andere Erndte aufzuzeigen hat.

Die Kunst des Herrn Carrière, die sittliche Weltordnung für ein ästhetisches Gesetz auszugeben, ist der modernste Beitrag zu den Leiden, welche Künstlers Erdenwallen in sich begreift. Sehen wir ein wenig, wie es mit der Werthschätzung der Dichter bei den Alten beschaffen war.

¹⁾ Diejenigen Leser, die eine tiefere Begründung dieses Ausspruchs von mir verlangen, verweise ich auf mein, vom Verein für deutsche Literatur bei A. Hofmann & Co. in Berlin publicirtes Buch: „Der Naturgenuß“.



Monatlich 2 Nummern.
 Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
 Pränumerationspreis 2 1/2 Reichsmark pro Quartal.

Nächtlicher Ritt.

Sie liebt mich nicht, ihr Ohr ist taub —
 Nie wird in ihrem Arm mir Rast!
 Greif' aus, mein Roß! Aufwirbelt Staub,
 Das Mondlicht flirrt um Zweig' und Ast.
 Der Wald, der felsenumragte,
 Schweigt träumend in Einsamkeit.
 Das Echo nur hallt, als jagte
 Ein Anderer uns zur Seit'.

Unruhig schnaubst du und zitterst und bangst
 Und wirfst dein Haupt, mein schönes Thier!
 Spürst du beklemmende Todesangst?
 Greif' aus, zu säumig bist du mir!
 Tief unten im Chaleschlunde,
 Da klaffen die Felsen weit,
 Und gehn wir dort beide zu Grunde,
 Um dich nur wär' es mir leid!

Alexis Ar.

Künstlers Erdenwallen.

Von

Hieronymus Korm.

II.

Alte und moderne Schicksale.

Es gilt, sich für ein Leben plagen,
 Daß der Gedanke von sich weist
 Den Kampf um's Dasein führt der Magen,
 Doch mit dem Dasein kämpft der Geist.
 Ego.

Zudem ich auf die Behandlung der Künstler bei den Alten mit wenigen Worten hinweisen will, sehe ich von der inneren Beschaffenheit der Kunstwerke selbst ab, aus der Herr Carrière in Nr. 17 der „Deutschen Dichtershalle“ fortführt, Beweise für das wirkliche Vorhandensein einer sittlichen Weltordnung zu schöpfen. Ach, bei den Künstlern war die Wirklichkeit ihres Lebens fast immer der schreiende Widerspruch zu der idealen Wahrheit ihrer Werke. Schon Pindar, der mit schön erfundenem Ausdruck von den „süßen Sorgen“ des Dichters spricht, kann sie nicht mehr süß gefunden haben, wenn er sich der Wirklichkeit zuwendet und die Gefänge der Unberufenen „eitles Rabengekrächz“ schilt. Euripides aber, den Herr Carrière gar nicht hätte nennen dürfen, wenn bewiesen werden sollte, der Dichter hätte jemals die sittliche Weltordnung, das Schöne, also das Göttliche in der wirklichen Welt anerkannt, Euripides hat in den Trojanerinnen (Hekuba), in Medea den Trauergejang so gänzlich zum einzigen Inhalt gemacht, daß Herr Carrière den alten Griechen als den eingefleischtesten Pessimisten gebrandmarkt hätte, wenn der Dichter sich nicht beeilt hätte, traditionell ehrwürdiger Staub zu werden, bevor die „Deutsche Dichtershalle“ gegründet wurde. Freilich hat schon Sophokles dem Euripides vorgeworfen, dieser schildere die Menschen, wie sie sind, er aber, Sophokles, wie sie sein sollen. Und daß das Seinsollende der Inhalt der Kunst sei, wie Herr Carrière so oft betont, das bestreitet ja Niemand. Für den überflüssigen Eifer des Aesthetikers in dieser Beziehung haben die Franzosen eine gute Redensart: *enfoncez une porte*

ouverte. Der Irrthum oder die absichtliche Fälschung besteht nur in der Verkenntung, daß das Seinsollende notwendig die Verneinung, die Vernichtung des Seienden sein müsse, in dem unlogischen Schluß, den der frömmelnde Fanatismus zieht, daß, weil im Idealismus der Kunst Recht und Wahrheit enthalten seien, Recht und Wahrheit sich auch als Realismus in Gestalt der sittlichen Weltordnung mit ihrem ganzen Gefolge von „Ideen“, Gott, Unsterblichkeit, Freiheit u. s. w. darstellten, die Kunst also nicht die richtige wäre, welche eine so vortrefflich eingerichtete Welt nicht bejahet.

Die Kunst hat der Kunst zu dienen, nicht der Welt. So thöricht es wäre, von Einem, der in äußerster Gefahr kämpfend um sein Leben ringt, zu verlangen, daß er bei den Bewegungen seines Armes, der das Schwert führt, zugleich die Schönheitslinie im Auge behalte; so thöricht ist es, vom Dichter, der mit dem äußersten Aufwand seiner stärksten Seelenkräfte nach der Gestaltung des Schönen ringt, zu verlangen, daß er dabei die Linie des Ethischen beschreibe. So überflüssig wie wahn Sinnig ist dies Postulat. Denn wie in der Körperbewegung des kämpfenden Helden, der keinen andern Zweck im Sinne hat, als sein Leben zu vertheidigen und das des Gegners zu vernichten, spontan und unwillkürlich die Schönheit zum Vorschein kommt, so wird auch die Kunst, die keinen andern Zweck hat, als dem Seinsollenden, dem Nichtseienden, einer Welt, wie sie diese schlechteste aller möglichen Welten nicht ist, den schönen Schein, den Schein der Realität zu geben, notwendig aber unbeabsichtigt eine ethische Wirkung hervorbringen.

Allerdings dürfte diese nicht immer in der kleinlichen Bilanz zwischen Unthat und Strafe, Schuld und Sühne bestehen. Wenn Herr Carrière für Cordelia und Desdemona, nur um das „Soll und Haben“ der Ethik, nur um seine „sittliche Weltordnung“ zu retten, eine Schuld ausgeklügelt, die eine solche nur vor dem Forum des Anstands- und Complimentirbuches oder im Sinne der moralischen Geschichten für die unreife Jugend wäre, so kann man unbefangenen Auges, um nur von Desdemona zu sprechen*), in ihr nichts erblicken, als die vollkommene weibliche Arglosigkeit, Keinheit und Unschuld, Vollkommenheiten, die in dieser Welt, wie sie beschaffen ist, unmöglich zum Bestehen bestimmt sein können, so daß der gänzlich schuldblose Untergang Desdemona's eine sittliche Erhebung ganz anderer Art ist, als sie Herr Carrière docirt, die Erhebung über diese Welt selbst mit all ihrer „Ordnung“.

Nur Kleinbürgerliches Philistertum kann in dem Causalnegus von Schuld und Strafe eine so vollkommene Ausgleichung des Weltelends, eine so himmlische, göttliche, das All verklärende Befriedigung finden, daß damit der Kunst ihre höchste Tendenz verliehen wäre. Eine über das Gemeinwohl hinausgehende Betrachtung sieht in diesem scheinbaren Gerechtigkeitsgefühl nur ein befriedigtes Rachegefühl. Diese Betrachtung giebt zwar dem Hirten recht, der um jeden Preis den die Heerde bedrohenden Wolf erschlägt, denn der Hirt hat eine Gesamtheit zu schützen; allein sie ist weit davon entfernt, dem Hirten zuzugestehen, er hätte den Wolf bestraft oder gerichtet, aber noch viel weiter davon, in dieser entsetzlichen Nothwendigkeit, die aus der kläglichen Beschaffenheit des Seienden hervorgeht, wie es Herr Carrière thut, einen Quell unendlicher Erhebung und ewiger Heiterkeit zu erblicken. Doch dies würde mich in ein Gebiet führen, wo die Erörterung füglich dem dabei in Mitleidenschaft gezogenen Ed. v. Hartmann überlassen werden kann.

Bei Behauptung der Dorfkanzel-Aesthetik, wie sie in dem Aufsatz des

Herrn Carrière entwickelt ist, soll es sich nach seiner Meinung „um eine Lebensfrage für unsere Dichtung und für unser Volk“ handeln. Nun, man hat diese Aesthetik seit Jahrhunderten ungestört gepredigt, ungestört von Materialisten und Pessimisten. Wie sich dazu das deutsche Volk in Bezug auf seine Dichtung stellt — wir haben es in Nr. 17 der „Deutschen Dichterhalle“ in dem Aufsatz „Neid und Kritik“ deutlich erklärt gefunden. Die „Nation von Denkern und von Dichtern“ ist die am wenigsten literarische Nation der Welt: keine andere zählt so viele verhungerte Dichter und verkümmerte Genies, keine andere hat so wenig Respect vor dem productiven Geist, der noch lebendig schafft und wirkt. Eine ganze Reihe durch ihre Schriften berühmter Franzosen und Briten ließe sich nennen, die es in Deutschland niemals zur Celebrität gebracht hätten. Allein es ist der Dorfkanzel-Aesthetik nicht um die Dichtung, sondern um die Frömmigkeit zu thun. Hasenangst und Narrenzittern sieht die Welt zu Grunde gehen, wenn sie sich nicht flugs bei Fichte jun. die „Nachtmützen und Schlafrockfetzen“ holt, welche „die Lücken des Weltenbau's“ so lange zustopfen, bis er mit einigem Anstand eine „sittliche Weltordnung“ vorstellen kann.

Was nützt die Kunst, wenn sie nicht ebenfalls diesen Zweck hat, scheint Herr Carrière zu fragen. Man könnte allerdings entgegenfragen: was nützt dieser Nutzen, selbst wenn ihn die Kunst zu erreichen vermöchte? Sie würde dadurch die Welt bei ihrer Existenz erhalten — und ist dies ein Nutzen? Nein! antworten die Künstler aller Zeiten und darunter die besten des Alterthums. Ich ziehe diese Antwort nicht aus ihren Schriften, was eine bändereiche Anthologie geben würde, sondern aus ihren Schicksalen. Verfolgungen und Bestrafungen der Dichter sind so alt wie die Geschichte der Poesie. Als in den Jahren der Reaction in Deutschland Stücke namhafter Dramatiker polizeilich den Bühnen verboten wurden, glaubte man Unerhörtes zu erleben. Allein die Geschichte des ältesten und vornehmsten

*) Eine kleine Abhandlung über die Tragödie „Lear“ im 2. Bd. meiner „Geflügelten Stunden“ läßt mich an dieser Stelle von einer Erörterung desselben Gegenstandes absehen.

Dramas der Welt, des griechischen, beginnt mit einem Verbot und einer Bestrafung. Phrynichos, der eigentliche Begründer des griechischen Trauerspiels und Vorgänger des größten und berühmtesten Tragikers, Aeschylos, schrieb eine „Eroberung von Milet“, worin die falsche Politik gezeichnet war, der man den Verlust der „Königin der Meere“ verdankte, — und mußte dafür mit einer Geldstrafe von 1000 Drachmen büßen, sowie die Aufführung des Stückes überhaupt verboten wurde.

Mehr als jede Einzelheit bezeichnet jedoch eine Stelle aus Plutarch die geringe Werthschätzung, die das Alterthum den Künstlern entgegenbrachte, bei aller Hochschätzung, die es ihren Werken widmete: Tugendhafte Handlungen bewirken bei ihrer Betrachtung einen Eifer und eine Lust zur Nachahmung. Bei anderen Dingen folgt auf die Bewunderung der That nicht so gleich der Trieb, dasselbe zu thun. Ja oft erfreuen wir uns des Werks und verachten den Urheber, wie bei den Salben und Purpurgewändern, über die wir uns freuen, während wir die Färber und Salbenbereiter für gemeine Leute und Bananen halten. Recht treffend sagte daher Antisthenes (Cyniker), als er hörte, daß Ismenias ein tüchtiger Flötenspieler wäre: „Er taugt aber doch nicht viel; sonst würde er kein so tüchtiger Flötenspieler sein.“ Und Philipp sprach zu seinem Sohne Alexander, der bei einem Gastmahle anmuthig und kunstvoll die Cithar gespielt hatte: „Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen! Ehre genug für die Mäusen, wenn ein König sie würdigt, ihr Zuhörer zu sein.“ Bei dem Sichbefassen mit niedrigen Dingen verräth man durch die auf unnütze Sachen verwendete Mühe zugleich Vernachlässigung des Edlen und Guten. Kein wohlgearteter Jüngling hegt beim Anblick des Zeus in Pisa oder der Hera in Argos den Wunsch, ein Pheidias oder Polyklet zu werden, noch ein Anakreon, Philetas oder Archilochos, wenn deren Gedichte ihm gefallen; denn es ist nicht nothwendig, daß wir den Urheber eines Werkes, das uns Vergnügen macht, der Betrachtung für werth halten.“

Eine Chronik der Verleumdungen, die sich über Sappho ergossen, für welche doch der göttliche Plato das seitdem so oft gemißbrauchte Lob „zehnte Muse“ erfand, würde keinen geringeren Beitrag zur Geschichte von Künstlers Erdenwallen geben, als eine Darstellung der Figur, die der Sänger, der Künstler auf den Burgen des Mittelalters unter den pitoresken Gestalten der Ritter und der Damen machte, ungeachtet der Betheiligung derselben am Minnegeiang, ja ungeachtet der unerhörten Huldigungen, welche das Mittelalter seinem auf dem Capitol gekrönten Petrarcha darbrachte. Eine Geschichte von Künstlers Erdenwallen würde daran die Schicksale fürstlicher Kapellmeister im 18. Jahrhundert reihen, z. B. Haydn's beim Fürsten Esterhazy in Eisenstadt. Soll man es nicht als eine Nemesis für die zu allen Zeiten Künstlern und Dichtern erwiesene Unbill betrachten, daß Bayreuth der modernen Gesellschaft Gelegenheit gab, sich so wacker zu blamiren? Die Berichte der Competenten, eines Hanslick in Wien, eines Frenzel in Berlin, ließen die innere Hohlheit des Unternehmens genugsam erkennen; nebenbei aber zeigte sich die „sittliche Weltordnung“ des Herrn Carrière in der heitersten Weise, wenn Humbug und Mode es vermochten, daß die elegantesten und vornehmsten Damen es ganz in der Ordnung und sittlich fanden, Dinge lächelnd mit anzusehen und anzuhören, vor denen sie sonst schreiend davon laufen würden. Nürnberger sagte einmal: „Wenn es Mode würde, nackt zu gehen, so würden die elegantesten Mädchen sich schämen — bekleidet zu erscheinen.“

Zu Künstlers Erdenwallen gehören auch die modernen Jubiläen, zu denen sich Jeder drängt — eine Rolle zu spielen. Der arme Gefeierte aber denkt: „Wenn alle die Tausende, die hier begeistert für mich essen und trinken, für die Hälfte des Geldes, womit sie ihre Ovation bezahlen müssen, meine Werke gekauft hätten, so würde ich nicht nöthig gehabt haben, mit meinem Leben eine der traurigen Seiten von Künstlers Erdenwallen zu illustriren.“